

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 38

Sonntag den 20. September

1914

Auge um Auge Zahn um Zahn!

Erzählung von
Werner Gran-
ville Schmidt.
(Nachdr. verb.)

Tiefe Stille herrschte in dem prunkvoll ausgestatteten Arbeitszimmer, dessen bis auf den Fußboden reichende Fenster dicht verhängt waren. Vor dem reichgeschnitzten Diplomaten-Schreibtisch saß der Fürst Cyrill Arseniew; ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre. Er hatte den Kopf auf die Handfläche gestützt und starrte gedankenverloren auf ein engbeschriebenes Blatt Papier, das vor ihm auf der Schreibtischplatte lag.

Die elektrische Stehlampe warf ihren gelblichen Schein auf seine bleichen, scharfgeschnittenen Züge, in denen sich jetzt deutlich eine geheime Unruhe spiegelte.

Fürst Cyrill Arseniew las nämlich in diesem Augenblick sein eigenes Todesurteil!

Noch einmal überflogen seine klargrauen Augen das seltsame, unheimliche Schreiben, das ihm vor einer Viertelstunde der Postbote ins Haus gebracht hatte. Da stand es klar und deutlich, daß ihn die Nihilisten als einen Todfeind ihrer Bestrebungen zum Tode verurteilt hatten. Arseniews Züge verfinsterten sich immer mehr. Er wußte, diese Drohung war bitterernst gemeint, und er hatte ja auch des öfteren gesehen, wie zielbewußt die Geheimbündler ihre



Das Rathaus der belgischen Stadt Löwen,
die wegen des organisierten, heimtückischen Überfalls der Zivilbevölkerung auf die deutschen
Truppen beschossen und zerstört werden mußte.

einmal gefaßten Beschlüsse durchführten. Als vor kurzer Zeit sein bester Freund, der Graf Pablow, durch die Hand eines nihilistischen Mordbündlers gefallen war, hatte er den Geheimbündlern furchtbare Rache geschworen. Er nahm einen der bekanntesten Detektive in seine Dienste und übertrug ihm die Verfolgung der Mörder Pablow's. Tatsächlich gelang es dem Detektiv, die beiden an dem Mord beteiligten Geheimbündler der russischen Gerechtigkeit zu überliefern. Der Haupttäter endigte durch den Strang; sein Mitthelfer wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken Sibiriens verurteilt.

Arseniew wußte wohl, daß er sich durch sein Vorgehen den Haß der Nihilisten zuzog; aber der Schmerz um den Freund ließ ihn jede Rücksicht auf die eigene Sicherheit vergessen.

Jetzt hatte er die Antwort der Nihilisten in Händen. Man hatte ihn ohne weitere Formalitäten zum Tode verurteilt, und er mußte jetzt damit rechnen, daß er auf Schritt und Tritt verfolgt wurde, bis er der Rache dieser furchtbaren Menschen zum Opfer gefallen war.

Cyrill Arseniew war kein Feigling; aber seine Hand, die die verhängnisvolle Botschaft hielt, vibrierte doch leise. Wer konnte wissen, ob nicht sein Leben, das er so liebte, nur noch nach Stunden zählte; ob die Nihilisten nicht schon unter seiner Dienerschaft Mordbündler gedungen hatten?

Wie der silberfeine Klang der Marmorenpendule vom Kamin her den Anbruch der siebenten Abendstunde verkündete, schreckte Arseniew nervös zusammen. Unwillkürlich blickte er sich schon in dem großen Raume um und neigte lauschend den Kopf.

Unruhig erhob sich der Fürst und ging mit großen Schritten in dem teppichbelegten Arbeitszimmer auf und ab.

Eines war ihm schon jetzt klar: wenn ihm sein Leben lieb war, durfte er in Petersburg nicht länger bleiben. Täglich, stündlich konnte ihn hier ein schneller Tod ereilen, und die immerwährende Furcht vor einer lauernden Gefahr, einem plötzlichen Attentat, mußte seine Gesundheit in kurzer Frist völlig untergraben.

In ohnmächtiger Wut knirschte er mit den Zähnen und ballte die Hände. Diese gefesselten Verbrecher vermochten es, ihn aus seiner Heimat zu vertreiben, wo er so lange glücklich und zufrieden gelebt hatte.

Plötzlich blieb Arseniew stehen und strich sich mit den Fingerspitzen gedankenvoll über den englisch gestutzten Schnurrbart. Er hatte ein Mittel gefunden, seinen blutdürstigen Verfolgern zu entweichen. Lag nicht auf der Reede von Kronstadt seine Dampfschiff „Tatjana“? An Bord seines Schiffes war er entschieden sicherer als hier in seinem Stadtpalais. Diese Eingebung verdichtete sich bald zu einem festen Plan in seinem Hirn. Mit dem Schiffe beschloß er nach Frankreich zu entfliehen und dann für längere Zeit in dem Trubel des Seinebabels unterzutauchen. Dort, wo auch die in Ungnade gefallenen Großfürsten mit Vorliebe ihr Leben verbrachten, hoffte auch er ungestört verweilen zu können.

Arseniew drückte auf den Knopf des elektrischen Läutewerkes neben der Tür. Er war kein Mann langsamer Entschlüsse; erst recht nun nicht, wo es um sein Leben ging.

Wenige Sekunden später betrat Leo Brinsky, sein alter vertrauter Diener, geräuschlos das Arbeitszimmer. Der weißhaarige Greis hatte bereits dem Vater des Fürsten in Treue gedient und hing auch mit Leib und Seele an seinem jetzigen Herrn.

Arseniew musterte den Alten, der bescheiden an der Schwelle stehen geblieben war, mit freundlich-wohlwollendem Blick. Seine innere Unruhe verbergend begann er in möglichst gleichgültigem Tone: „Mache sofort meine Koffer, Leo! Ferner benachrichtige Kapitän Danileff, daß er Dampf aufmachen läßt, damit die „Tatjana“ morgen früh, bei der ersten Flutide festklar ist. Die andern Bedienten, die erst vorigen Monat eingetreten sind, kannst du ablohn. Ich will nur dich auf dieser Reise mithaben und weiß noch nicht, wann wir zurückkehren. — Es ist gut so!“

Der alte Diener verneigte sich schweigend und verließ, geräuschlos wie er erschienen, wieder den Raum. Gerne hätte er gewußt, was den Fürsten bewog, Petersburg gleichsam bei Nacht und Nebel den Rücken zu kehren; aber er war zu wohlgezogen, um seine Neugier durch eine Frage zu verraten. Schließlich konnte es ihm ja auch einerlei sein; denn wo sein Herr hinging, folgte er ihm selbstverständlich nach, und wenn er bis ans Ende der Welt gegangen wäre.

Kapitän Danileff stand knurrend in seiner Kammer und machte Toilette. Der Befehl, die Nacht so plötzlich secklar zu machen, war ihm gewaltig gegen den Strich gegangen; denn er brauchte noch notwendig einen Heizer, und nun war keine Zeit mehr, sich einen zuverlässigen Mann auszusuchen. So mußte er sich denn, ganz gegen seine sonstige Gepflogenheit, dazu entschließen, den ersten besten Menschen, der sich gerade fand, anzumustern. Sowie er seine Toilette beendet hatte, begab er sich an Land und suchte eine der übelberühmten Hafentneipen auf. Dort fand sich allerlei arbeitsloses Gesindel zusammen, und er durfte hoffen, hier einen Heizer zu finden. Als er dem Wirt sein Anliegen unterbreitete,

rief dieser laut durch das Lokal, ob einer da sei, der Lust habe, noch diesen Abend an Bord der Dampfschiff „Tatjana“ anzumustern.

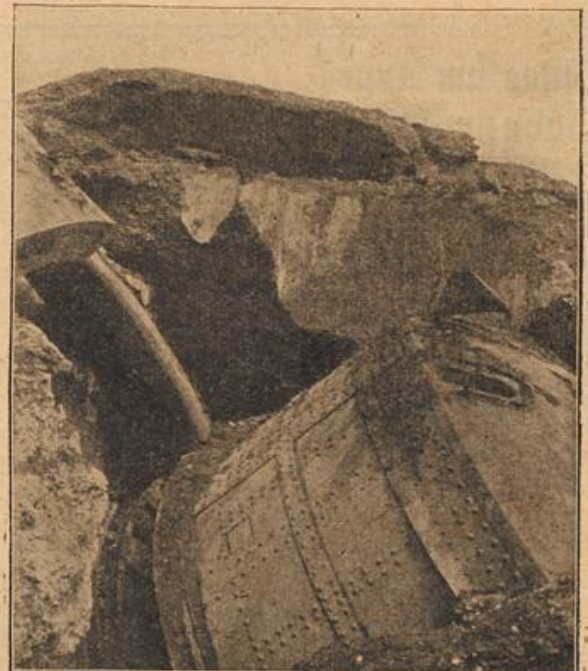
Die meisten Gäste blieben stumpfsinnig hinter ihren Budt-Gläsern sitzen. Nur ein Mann mit düsteren Augen, in denen es immer wie verborgenes Feuer glühte, und einem schwarzen Vollbart, der ihm ein wüstes, unsympathisches Aussehen verlieh, neigte sich zu seinem Nachbar hinüber und flüsterte leise: „Die „Tatjana“ gehört doch dem Fürsten Chryll Arseniew?“

Und als sein Gegenüber die Frage bejahte, erhob er sich und stellte sich dem Kapitän zur Verfügung.

Danileff schwannte einen Augenblick. Der Schwarzbärtige gefiel ihm nicht so recht. Schließlich warb er den Mann aber doch an; denn die Zeit drängte und es war nicht unmöglich, daß er anderswo keinen Ersatz fand. So bestellte er denn den Mann um zwölf in derselben Nacht an Bord und entfernte sich schleunigst, um an Bord nach dem Rechten zu sehen.

Kurz nach Mitternacht schritt der Schwarzbärtige über die Laufbrücke an Deck der Dampfschiff „Tatjana“ und begab sich sofort nach dem Heizerlogis. Unterm Arm trug er ein Bündel, das anscheinend sein Arbeitszeug enthielt.

Als die Tür hinter ihm ins Schloß gefallen war, wurde es wieder still auf dem Schiff; denn die Besatzung gönnte sich vor der Ausfahrt noch ein paar Stunden Ruhe. —



Die Wirkung unserer Belagerungsgeschütze an den Forts von Lüttich.

Bei der Beschießung von Lüttich haben sich unsere großen Belagerungsgeschütze glänzend bewährt, ein Einzelschuß durchbricht selbst die stärksten Beton- und Panzerdecken. Unsere Bilder zeigen die Wirkung unserer deutschen Belagerungsgeschütze in dem Fort Voucin.

Eben bevor die Flutide ihren höchsten Stand erreicht hatte, langte auch Fürst Chryll Arseniew mit seinem alten Diener an Bord an. Er begab sich sofort in die für ihn eingerichteten Gemächer und kam erst wieder zum Vorschein, als sich die „Tatjana“ bereits auf den Fluten der Ostsee befand.

*

Ein Tag reihte sich an den andern und im steten Gleichmaß ging das Leben an Bord seinen Gang. Die Nacht hatte prachtvolles Wetter; kaum ein Windhauch kräuselte die Fläche der See und keine drohende Wolke trübte das Blau des Himmels.

Am Tage weilte Fürst Arseniew auf der „Poop“, dem hinteren, erhöhten Teil des Schiffes. Dort konnte er ungestört in einem bequemen Bordstuhl liegen und den Himmel betrachten oder die Zeit mit dem Lesen anregender Bücher verbringen; denn der Kapitän kam nur selten auf das Achterdeck, und den Mannschaften war das Betreten der Poop streng verboten.

So verfloßen rasch die Tage, ohne daß irgend ein Ereignis die Ruhe des Fürsten störte; aber erst als der Kaiser-Wilhelm-Kanal passiert war und das Schiff in die Nordsee einfuhr, fühlte sich Arseniew geborgen. Südwärts ging jetzt der Kurs und nur noch wenige Tagereisen trennten ihn von seinem freiwillig gewählten Exil.

In einer sternklaren Nacht wurde Kuxhaven passiert. Kapitän Danileff machte seinen gewohnten Verdauungsvaziergang auf dem Achterdeck und beobachtete das Feuer von Kuxhaven. Als seine Blicke einmal nach Westen schweiften, zogen sich seine Brauen

finster zusammen, und aufmerksam beobachtete er eine kleine Wolkenbank, die rasch im Wachsen begriffen war.

„Wir scheinen einen Gewittersturm zu bekommen,“ murmelte er halblaut für sich. Wirklich zuckte es auch bald wie Wetterleuchten hinter der Wolkenwand auf, und über dem Meer lag eine brütende Stille.

Gerade als Danileff das Achterdeck verlassen wollte, um das Barometer zu befragen, war es ihm, als hörte er auf der Treppe, die vom Großdeck nach der Poop hinaufführte, ein leichtes Geräusch. Ehe er sich noch recht besann, prallte schon der Heizer, den er in letzter Stunde angemustert hatte, gegen ihn. Der Schwarzbärtige schien nicht erwartet zu haben, auf dem Achterdeck jemand anzutreffen. Er wich bestürzt einen Schritt zurück und murmelte eine Entschuldigung.

„Nanu, was wollen Sie hier oben?“ forschte Danileff scharf. „Wissen Sie nicht, daß die Poop für die Mannschaft verboten ist?“ „Lassen Sie mich ein paar Minuten hier Luft schöpfen. In den Bunkern ist es so heiß; mir wurde schon ganz elend. — Dies ist ja meine erste Reise,“ entgegnete der Heizer mit unterdrückter Stimme. Das Wesen des Mannes gefiel dem Kapitän nicht. Seine Stimme hatte einen schroffen Klang, als er befahl: „Sie verlassen sofort das Achterdeck! Frische Luft können Sie auch Mittschiffs schöpfen. — Marsch, vorwärts!“

Vor dem drohenden Tone des Kapitäns wich der Heizer mehr und mehr gegen die Railing zurück. Dort hing, mit Bändseln befestigt, ein Rettungsring.

Ein sonderbares Gefühl stieg plötzlich in Danileff auf; ein Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Vielleicht war die lauernde Stille der Nacht daran schuld; vielleicht auch das eigenartige Verhalten seines Gegenüber.

„Zum letztenmal — verlassen Sie sofort die Poop!“ donnerte er den Heizer an und trat instinktiv einen Schritt vor, um den Ungehorsamen am Arm zu packen.

In diesem Moment fühlte sich Danileff mit aller Kraft zurückgestoßen, so daß er taumelte und sich nur mit Mühe auf den Füßen hielt; sein Gegner aber war zurückgesprungen, hatte sich blüßschnell über die Railing geschwungen und machte nun verzweifelte Anstrengungen, den Rettungsgürtel aus seiner Befestigung zu lösen.

Nicht minder rasch warf sich nun aber Danileff, der seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte, auf den Schwarzbärtigen, und ehe dieser den Rettungsgürtel losmachen konnte, packte er ihn bei den Schultern und hielt ihn mit eisernem Griffe fest.

Der Kampfeslärm lodte nun auch die Freiwache herbei. Gemeinsam zogen die Matrosen den sich heftig Sträubenden wieder an Deck.

„Laßt mich über Bord! — ich will über Bord!“ leuchtete der Heizer und wehrte sich wie wahnsinnig.

„Der Kerl hat unzweifelhaft einen Tobsuchtsanfall. Sperret ihn ins Kabelgatt und paßt gut auf, daß er keinen zweiten Selbstmordversuch macht!“ befahl Danileff.

Von allen Seiten gepackt und geschleift, wurde der sich noch immer mit Händen und Füßen Verteidigende in das unter der Back befindliche Kabelgatt gebracht. Zwei Matrosen hielten zur Vorsicht vor der verriegelten Tür Wache.

Es war, als hätte man ein wildes Raubtier in das Kabelgatt gesperrt. Furchtbare Schreie ausstoßend, warf sich der Eingesperrte mit aller Wucht gegen die eisernen Wände oder trommelte in ohnmächtiger Wut mit den Fäusten gegen die Tür.

Zulezt erstarben seine Schreie in einem Wimmern, und er flehte die Draußenstehenden an, den Kapitän zu holen, da er ihm eine äußerst wichtige Mitteilung zu machen hätte.

Einer der Matrosen begab sich nach dem Salon, wo Danileff dem Fürsten gerade über das Vorgefallene Meldung erstattete.

„Bringt den Mann her!“ befahl Arseniew, der sowieo etwas Besonderes in dem eigenartigen Benehmen des Tobenden vermutete. „Seht aber zu, daß er keine Waffen bei sich führt.“

Als man die Tür zum Kabelgatt öffnete, wollte sich der Heizer im ersten Augenblick auf die Matrosen werfen, um ihre Reihen zu durchbrechen und über Bord zu gehen; aber die derben Seemannsfäuste hielten ihn sicher gepackt, und als er das Unmögliche seines Vorhabens erkannte, ließ er sich willig nach dem Salon führen.

Er schien eine furchtbare Angst auszustehen; denn sein ganzer Körper zitterte und auf seiner Stirn perlten große Schweißtropfen.

„Nun, was haben Sie uns zu sagen?“ nahm Danileff das Verhör auf, als der Mann im hellen Lichte der Kajütslampe stand.

Fürst Arseniew hielt sich etwas im Hintergrund und musterte interessiert die verwilderten Züge des Fremden, der jetzt übrigens ganz gebrochen schien.

„Ich will es Ihnen allein sagen,“ fließ der Heizer mit vor Erregung gepreßter Stimme hervor. „Hören Sie mich schnell, sonst ist es zu spät!“

Er blickte mit irren Augen umher, und seine Zähne klapperten vernehmlich.

Danileff winkte den Matrosen, vor der Tür Posto zu fassen und sie einige Minuten allein zu lassen.

„Jetzt zu! — Die Leute hören uns nicht mehr!“ befahl er und bohrte seine klaren Augen fest in die seines Gegenübers.

Der Schwarzbärtige stammelte verwirrt einige erklärende, abgerissene Sätze.

Als er geendet hatte, trat der Kapitän unwillkürlich einige Schritte zurück, und Arseniew's Gesichtsfarbe war um noch eine Schattierung bleicher geworden.

„Nanu, ist es wahr, was Sie uns hier erzählt haben?“ forschte Danileff heiser.

„Machen Sie schnell, Herr, sonst sind wir alle verloren!“ winselte er statt aller Antwort.

Eine eiserne Entschlossenheit brühte sich in den Mienen des Kapitäns aus und er rief zwei Matrosen herein.

„Leute, führt diesen Mann nach dem Bunker hinunter! Er soll mir ein Paket holen. Laßt ihn keinen Moment aus den Augen und macht schnell! — Schnell, hört ihr!“

Mit dem Heizer in der Mitte, begaben sich die Matrosen nach unten. Der Mann kroch in den Bunker hinein und begann an einer bestimmten Stelle mit den Fingern in feberhafter Hast die Kohlen wegzureißen. Zulezt kam ein in Packpapier eingewickelter Gegenstand, der die Form einer großen Zigarettenliste hatte, zum Vorschein.

„Laßt uns wieder nach oben!“ leuchtete der Heizer und nahm das Paket an sich.

Den Matrosen war es, als hörten sie aus dem Paket ein leises, regelmäßiges Tiden schallen. Verwundert führten sie den Schwarzbärtigen wieder nach Deck zurück.

Auf halbem Wege kam ihnen schon der Kapitän entgegen. Auch sein Gesicht sah verstört aus, und man merkte ihm an, daß eine tiefere Erregung ihn gepackt hatte.

„Führt den Mann wieder in die Kajüte — aber bewacht ihn ständig!“

stieß er kurz hervor und entriß dem Heizer die Kiste, worauf er in großen Schritten an Deck eilte.

Auf der Poop war es dunkel und menschenleer, und schon in weiter Entfernung leuchtete das Feuer von Kuzhaven.

Mit erhobenen Händen faßte Danileff das Paket und schleuderte es dann mit aller Kraft weit ins Meer hinaus.

Eine Sekunde mochte verstrichen sein; da ertönte eine dumpfe Detonation, und eine gewaltige Wassersäule stieg hinter dem Schiffe, an der Stelle, wo die Kiste versunken war, aus dem Meer in die Höhe.

„Im letzten Augenblick!“ murmelte der Kapitän, und ein Schauer durchrannte seinen Körper. Einen Blick warf er noch zurück in die Nacht — auf das Meer, dessen ebene Fläche schon weiße Kagenpföden zeigte, und nach dem Himmel, an dem es immer heftiger aufblitzte; dann stieg er langsam wieder zur Kajüte hinunter.

Keine Muskel zuckte mehr in seinem gebräunten Gesicht, als er jetzt den Salon betrat und durch eine herrliche Handbewegung die Matrosen zum Verlassen des Raumes aufforderte.

Der Heizer drückte sich schein in eine Ecke. Unions versuchte er sein Schicksal in den Augen seiner Richter zu lesen; denn der Fürst wanderte, die Augen gedankenvoll auf den Teppich geheftet, mit großen Schritten auf und ab; Danileff aber blickte nach dem Fürsten, als erwarte er, daß dieser zuerst das Wort ergreife.

Der bayerische Thronfolger Prinz Luitpold
starb wenige Tage, nachdem sein Vater den großen
Sieg in Vothringen errungen hatte.



und menschenleer, und schon in weiter Entfernung leuchtete das Feuer von Kuzhaven.

Mit erhobenen Händen faßte Danileff das Paket und schleuderte es dann mit aller Kraft weit ins Meer hinaus.

Eine Sekunde mochte verstrichen sein; da ertönte eine dumpfe Detonation, und eine gewaltige Wassersäule stieg hinter dem Schiffe, an der Stelle, wo die Kiste versunken war, aus dem Meer in die Höhe.

„Im letzten Augenblick!“ murmelte der Kapitän, und ein Schauer durchrannte seinen Körper. Einen Blick warf er noch zurück in die Nacht — auf das Meer, dessen ebene Fläche schon weiße Kagenpföden zeigte, und nach dem Himmel, an dem es immer heftiger aufblitzte; dann stieg er langsam wieder zur Kajüte hinunter.

Keine Muskel zuckte mehr in seinem gebräunten Gesicht, als er jetzt den Salon betrat und durch eine herrliche Handbewegung die Matrosen zum Verlassen des Raumes aufforderte.

Der Heizer drückte sich schein in eine Ecke. Unions versuchte er sein Schicksal in den Augen seiner Richter zu lesen; denn der Fürst wanderte, die Augen gedankenvoll auf den Teppich geheftet, mit großen Schritten auf und ab; Danileff aber blickte nach dem Fürsten, als erwarte er, daß dieser zuerst das Wort ergreife.

Nach einer Weile blieb Arseniew gerade vor dem Manne stehen und blickte ihn mit finsternen, nichts Gutes verheißenden Augen an.

Endlich begann er, jedes Wort betonend: „Wenige Minuten später, und fünfundzwanzig Menschen hätten ein furchtbares Ende gefunden. — Wie mir Kapitän Danileff sagte, explodierte die Höllemaschine gerade in dem Moment, als sie das Wasser berührte.“

Der Heizer zuckte bei den Worten des Fürsten zusammen; aber er entgegnete nichts.

„Wissen Sie, welche Strafe Sie erwartet, wenn wir Sie der russischen Behörde übergeben?“ fuhr Arseniew scharf fort. Die alte Furcht flammte erneut in den Augen des Mannes auf.

„Sie werden mich nicht ausliefern?“ flehte er heiser. „Ich habe doch das Schiff und alle Menschen darauf vom sicheren Tode gerettet!“

Arseniew warf einen Blick tiefster Verachtung auf den Glenden.

„Ja, weil Sie nicht entweichen konnten; weil Ihr eigenes Leben sonst auch verloren war! — Wie kamen Sie zu der Tat? — Die reine Wahrheit, wenn ich bitten darf!“

Der Schwarzbärtige schien zu hoffen, daß ihn ein offenes Geständnis vielleicht noch retten konnte. So entgegnete er denn nach einigem Zaudern: „Ich bin ein Angehöriger der Nihilisten und in der Versammlung fiel auf mich das Los, das Todesurteil an Ihnen zu vollstrecken. Weil ich mir dachte, daß Sie auf Ihrer Nacht das Weite suchen würden, hielt ich mich am Hafen auf, um mich, wenn irgend möglich, auf das Schiff zu schleichen. Es wurde mir leicht gemacht; denn Kapitän Danileff musterte mich als Heizer für die „Tatjana“ an. In meinem Wäschebündel hatte ich die Höllemaschine versteckt. Vorher hatte ich mich schon mit meinen Genossen verabredet. Bei Kuxhaven sollte ich die Bombe in Tätigkeit setzen und unter den Buntertholen verstecken. In der Kiste war ein Uhrwerk, das nach zwei Stunden das Dynamit selbsttätig entzündete. Mein Plan war nun — nachdem ich das Uhrwerk in Betrieb gesetzt hatte — mich mit einem Rettungsgürtel zu versehen und über Bord zu springen, ehe die Explosion eintrat. In Kuxhaven wollten mich andere Geheimhändler erwarten, und in ihrer Gemeinschaft wollte ich die Rückreise nach Rußland antreten.“

Fürst Arseniew hatte schweigend zugehört. Man sah es ihm an, daß ihn das Bekenntnis des Nihilisten tief erschüttert hatte. Also selbst hier, an Bord seines Schiffes, war er nicht sicher gewesen vor der Macht dieser furchtbaren Menschen, denen ein Menschenleben weniger als ein Rubel galt.

Einen Moment kämpfte er mit sich selbst, ob es nicht besser war, den unheimlichen Gesellen von Bord zu jagen. Wenn er ihn der Justiz überlieferte, erregte er nur noch in erhöhtem Maße den Haß seiner Parteigenossen. Aber seine Zweifel währten nur Sekunden; dann ballten sich seine Fäuste und in seine Augen trat ein hartes Leuchten.

„Nein, und abermals nein!“ — Er durfte aus Furcht vor den Nihilisten keine schlechtangebrachte Gnade üben. Dieser Mensch hier vor ihm hätte ohne Gewissensbisse das schöne Schiff mit der ganzen braven Besatzung in die Luft gesprengt. Man wollte seinen Tod — also hatte er keinen Grund, Rücksicht gegen diese feigen Mordmörder zu nehmen.

Fast unbewußt entrang es sich seinen Lippen: „Auge um Auge — Zahn um Zahn!“ und mit einer Handbewegung deutete er an, daß die Sache für ihn vorerst erledigt war.

Der Kapitän rief ein paar Matrosen herbei, damit sie den Heizer wieder ins Kabelgatt einsperrten.

Als die Matrosen mit ihrem Gefangenen das Deck betraten, brach das Unwetter gerade mit aller Macht los. Es war, als ob die Elemente sich verschworen hätten. Von allen Himmelsrichtungen zuckten die Flammengarben der Blitze auf die schwarzen,

schaumgekrönten Wogen der Nordsee hernieder und unaufhörlich rollte der Donner.

Bis zum Todmatt waren die Leute gekommen; da zuckte erneut ein augenblendender Blitz hernieder; knatternd folgte der Donner und gleichzeitig erscholl ein lautes Krachen und Splittern.

„Es hat eingeschlagen!“ schrien die Leute vorn und suchten sich in Sicherheit zu bringen. Ehe aber noch irgend jemand an Bord recht begriff, was eigentlich vorgegangen war, kam die vom Blitz zerschmetterte Borstange mit Donnergewalt von oben.

Man hörte ein paar gellende, menschliche Schreie; dann trat lähmende Stille ein. Nur zögernd wagten sich die anderen Matrosen nach vorne, wo man unter der zertrümmerten Borstange einige dunkle Körper liegen sah.

Kapitän Danileff selbst eilte mit einer Lampe herbei, und bei ihrem trüben Scheine ließen sich die verheerenden Folgen des Blitzschlages erkennen.

Die drei Matrosen, die den verbrecherischen Heizer gepackt hatten, waren mit leichten Verletzungen davongekommen. Nur der Schreck hatte sie bewußtlos aus dem Dreck niedergeworfen.

Der Schwarzbärtige aber lag mit furchtbar entstelltem Gesicht auf dem feuchtblintenden eisernen Deck. Ihm war nicht mehr zu helfen; denn die herabstürzende Stange hatte ihm den Kopf zerschmettert.

„Ein Höherer hat ihn gerichtet!“ sagte Danileff leise und blickte finster auf den reglosen Körper zu seinen Füßen; dann aber hob sich seine breite Brust wie unter einem befreienden Atemzug, und mit heller Kommandostimme setzte er hinzu: „Jetzt schafft eure bestimmungslosen Kameraden ins Logis, damit sie sich wieder erholen — den Toten aber wollen wir nachher ins Meer versenken. — Möge Gott ihm gnädig sein!“

Und die Matrosen fügten ihr leises Amen hinzu.



Gefangene belgische Infanterie beim Verlassen des Sennelagers bei Paderborn.

Sprüche.

Und ist das Dunkel noch so dicht,
So brüdernd, dumpf und schwer —
Der Morgen kommt, es kommt das Licht,
Und Trost kommt mit ihm her.

Arm ist, wen in seinem engen
Kreis das Ich gefangen hält,
Aber denen, die ihn sprengen,
Blüht und duftet reich die Welt.

Ein einzig Volk von Brüdern.

Skizze von Ludwig Blumke.

(Nachdruck verboten.)

Mobilmachung — die Würfel sind gefallen, es gibt kein Zurück mehr. — Heinrich Guttnecht, der Erbenbauer, steht mit zuckendem Gesicht auf seinem Felde. Die blanke Sense ist seiner Hand entfallen und gen Himmel ist sein Blick gerichtet. Er weiß, was diese Botschaft, die ihm soeben der eilends auf flinkem Stahlross vorbeijagende Hellsdorfer Briefträger zugerufen, zu bedeuten hat, was sie für ihn persönlich bedeutet: drei Söhne müssen zur Fahne. Zwei, die ihm in der Wirtschaft helfen, sind zum Herbst erst zur Reserve entlassen worden, der dritte ein Jahr früher. Ja, die müssen fort und haben schon die ganzen letzten Tage von nichts anderm gesprochen. Mit Leib und Seele sind sie Soldaten, wie auch er es einst war und noch heute ist. — Und dann Karl, der jüngste, der Primarier — sein Stolz? — Der Junge bleibt ganz gewiß auch nicht zurück. Siebzehn Jahre ist er vorgeföhrt alt geworden. Das Maß besitzt er und Mut und Begeisterung beinahe noch mehr als die Großen. — Soll er ihn zurückhalten? — Das geht einfach nicht. — Zog er denn nicht vor 44 Jahren selber als Freiwilliger mit, trotzdem er ganz und gar nicht zu entbehren war hier in der väterlichen Wirtschaft? — Gut, mögen sie alle vier streiten für Kaiser und Reich, für die große, gerechte Sache! Dazu sind sie deutsche Jungs. — Aber was wird aus dem Erbenhof? — Kriegszeiten bringen Not. — Zum 1. Januar ist eine Hypothek von 20 000 Mark fällig. Drüben der unerbittliche Nachbar vom Lindenhof hat sie ihm gekündigt am ersten Juli. Davon ist nichts

zu ändern. Gebhard haßte ihn seit dem Prozeß als seinen Todfeind. Wäre Frieden geblieben, so hätte sich das Geld vielleicht doch noch irgendwo aufreiben lassen, trotzdem der argbedrückte Bauersmann bereits vergeblich an fünf Türen geklopft hat. Aber jetzt? Ausichtslos! Niemand wird es ihm geben. Und die Scholle der Väter kommt in Konturs, in fremde Hände. Gebhard wünscht das ja sehnlichst. Er wird den Erlenhof mit seinem Besitztum vereinigen, der harteherzige, gewinnstüchtige Mann. Gutknecht und sein fränkisches Weib sind dann brotlos. Das ist es, was des Landmanns Herz erschüttert in dieser schicksalsschweren Stunde. Darum schaut er trüben Blickes in den sich rosig färbenden Abendhimmel, darum kommt es wie ein Notschrei aus tiefer Brust über seine bebenden Lippen.

„Herr, du Allmächtiger, hilf du, denn du allein kannst es!“

Weiter fliegt der schweißtriefende Klaber dahin auf der staubigen Landstraße. Vor dem neuen, stattlichen Wohnhaus des Lindenhofs steht, gemächlich sein Pfeiflein schmauchend, breitspurig der reiche Gebhard.

„Mobil! Ganz Deutschland mobil! Gegen Rußland geht's. Frankreich steht auf der Lauer!“ ruft der Postbote und fliegt weiter. Der Lindenhof reißt die Pfeife aus dem Munde, will noch etwas fragen, kommt jedoch nicht mehr dazu.

Mobil! Ja, das war ja vorauszusehen, und doch wirkt das

Leutnant will dafür sorgen, daß er eingestellt wird. Nun ziehen alle Gutknechtschen Jüngens ins Feld. Der Paul ist eben aus Schwarzsee eingetroffen, um schnell noch Adieu zu sagen. Ja, alle vier! Von Bäder Röder müssen fünf mit. Und er, der Alte, stellt sich auch freiwillig. Keiner denkt mehr an sich. Ich danke Gott, daß ich mit dabei sein darf! Meine Mutter ist ganz gefaßt und sagt bloß: „Jochen, schlag tüchtig dazwischen!“ Na, das machen wir! Herr, das ist doch etwas Großes!“

Wie im Rausch redet der sonst so stille, bescheidene Knecht, trotzdem er vollkommen nüchtern ist. Gebhard mag gar nichts mehr hören. Ihm ist so bekommen zu Mute, er fühlt sich auf einmal so fürchtbar klein und unbedeutend. Ist er denn nicht auch mal ein stammer Soldat gewesen? Hat er dem Kaiser nicht vor dreißig Jahren ebenfalls seinen Fahneneid geschworen? —

Sehr verdrüsslich geht er zu Bett. Doch Schlaf findet er nicht. Als der erste Morgensonnenstrahl durch das grüne Laub der Linden zittert, rennt er draußen schon wieder unruhig umher. Da — Gefang! —

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ — die Hellsdorfer Reservisten ziehen zum Bahnhof, voran Nachbar Gutknechts Söhne. Und der Alte marschiert tapfer mit in Reih' und Glied, die Kriegsdenkünze auf der Brust. Fast die ganze Gemeinde gibt den Scheidenden das Geleit. Mutter Gutknecht wankt an der Seite von Müllers Luise. Bleich zwar ist ihr faltiges Gesicht, aber sie



Aufstellung von 10 französischen Feldgeschützen, die durch bayrische Männen bei Mülhausen erobert wurden, vor der Feldherrnhalle in München.

Wort wie ein glühender Blitz. Leben kommt in den schwerfälligen Bauersmann. Aber bald ist er wieder beruhigt:

„Du kann nichts werden. Du brauchst nicht mehr mit, der Junge ist dienstuntauglich. Die drei Gänse, die du hergeben mußt, werden gut bezahlt. Von den Leuten wird nur Jochen Röhrdang eingezogen. Ist auch zu erleben, wenn er auch ein fixer Kerl sein mag. Aber der Gutknecht. Kellamieren wollte er keinen von seinen Jüngens, weil er sich noch rüftig genug fühlt. Bah, der Narr! Dem geht es an den Kragen, das ist keine Frage. Jetzt gibt ihm keiner Geld, und der Bankerott ist unvermeidlich. Du hast dann den Erlenhof.“

Wie oft wünschte Gebhard sich das! Und dennoch will die Freude nicht aufkommen in dieser Stunde. So ein unangenehmes Gefühl da tief drinnen in seiner Brust vergällt sie ihm. Er kann nicht davon loskommen. Wertwürdig! Ist das die Stimme des Gewissens?

Um die marternden Gedanken, die immer heftiger auf ihn einströmen, los zu werden, geht der Lindenhof in die Stube und trinkt einen steifen Grog. Noch einen zweiten, einen dritten. Doch seine Stimmung bleibt gedrückt.

Jochen Röhrdang kommt mit dem Brotwagen endlich aus der Stadt zurück. Des Burschen Gesicht glüht wie im Fieber, und mit blühenden Augen ruft er aus:

„Herr, ist das ein Leben in der Stadt! Alles, was kriechen kann, möchte mit in den Krieg. Die Kirchenglocken wurden geläutet. Auf dem Markt spielte die Kapelle. Durch die Straßen ging's mit Hurra und „Sei dir im Siegerkranz“. Morgen mit dem ersten Zuge muß ich reisen. Zwölf Mann aus Hellsdorf fahren mit, die ändern später. Gutknechts kleiner Karl hat sich sofort freiwillig auf dem Bezirkskommando gemeldet. Und der Oberst-

vergießt keine Träne. Niemand weint überhaupt. Eine Helldorfer Schar. Und dieses Kampf- und Trübsied, wie schallt es so gewaltig durch den goldenen Morgen. „Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ — Da packt es den Bauersmann ans Herz wie mit ehernen Fäusten. Es ist, als sei er urplötzlich ein ganz anderer Mensch geworden. Daß er ein Deutscher ist, kommt ihm zum Bewußtsein. —

„Brüder müssen alle sein, die sich als Deutsche fühlen“, spricht er vor sich hin, während ihm die hellen Tränen über die Wangen perlen. „Fort jetzt mit Haß und Rache im eigenen Lande! Hier Söhne gibt Nachbar Gutknecht willig und gern dahin. Muß man ihn darum nicht verehren?“

Die Hellsdorfer Schar macht am Bahnhof halt. Schon steht fauchend der Zug zur Abfahrt bereit. Noch ein letztes Lebewohl. Da drängt der Lindenhof sich durch die Menge, ergreift seines Todfeindes Hand, drückt sie so innig, als sähe er einen Bruder nach langer Trennungszeit endlich wieder und stammelt nur: „Wir wollen Brüder sein, Nachbar. Deine Jüngens sollen draußen im Felde nicht mit Sorgen an die Heimat denken. Ich werde dir helfen, wo ich kann. Und keine Angst wegen der Hypothek! Die bleibt bestehen. Adieu, Jüngens! Macht eure Sache gut!“

Davon rattert der Zug. Tücher wehen, Hüte werden geschwenkt. Fort sind die ersten Reservisten. Morgen, übermorgen, die ganze Woche wird man andere zur Bahn begleiten. — Arm in Arm kehren der Lindenhof und der Erlenhof heim. Der Krieg hat Frieden gestiftet zwischen ihnen. Sie sind deutsche Brüder. —

Die Chemie als Werteschafferin.

(Nachdruck verboten.)

Nicht selten kann man, selbst in sogenannten „gebildeten“ Kreisen, Äußerungen hören, die recht wenig Wertschätzung für die rein wissenschaftliche Forschungsarbeit verraten. Expeditionen in ferne Länder finden allenfalls noch Gnade, weil sie ein Ergebnis haben, das auch dem Nichtfachmann ohne weiteres versinnbildlicht werden kann, indem etwa die Landkarte eine Bereicherung und Berichtigung erfährt, der Reisebericht fesselnden Lesestoff und merkwürdige Bilder bringt, oder was dergleichen mehr ist. Demgegenüber hat der Laie in der Regel keinen rechten Einblick in das, was der Physiker und der Chemiker in ihrem Laboratorium treiben. Und wenn ihm auch wirklich erzählt würde, was dort in verhältnismäßiger Abgeschlossenheit gearbeitet wird, dann würde ihm in den meisten Fällen noch immer das Verstehen fehlen. Was er aber nicht begreift, das verachtet der Durchschnittsmensch oft genug, und zwar erst recht dann, wenn er sieht, daß ernste Männer sich mit offenbar heißem Bemühen um Dinge und Tatsachen quälen,

Durch die moderne Chemie hat der Mensch eigentlich erst gelernt, sich der Herrschaft über die vier Elemente der Alten, über Wasser und Erde und Luft und Feuer, zu versichern und sich ihrer Drohungen mit Erfolg zu erwehren. Zahllose Menschenleben bleiben heute dem Dasein und der werteschaffenden Arbeit erhalten, weil wir die Verunreinigung der öffentlichen Gewässer zu verhüten und zu entfernen verstehen. Wir wissen heute dank chemischen Untersuchungen, daß wir uns mit verbrauchter Atemluft geradezu vergiften, weil sie je länger desto mehr Kohlensäure entwickelt; von da bis zur Ausgestaltung unserer Lüftungsvorrichtungen war der Schritt nicht übergroß. Wir sind auch belehrt worden, daß die furchtbare Gefährlichkeit der Bergwerkswetter ihre ganz bestimmten chemischen Ursachen hat. Die Erkenntnis dieser Gründe wies aber gleichzeitig auch die Mittel zur Unschädlichmachung der Folgen: die Riste der Todesopfer des Bergmannsberufes wäre noch länger als sie ohnehin ist, wenn wir nicht die Sicherheitslampe, die Schlagwetteranzeiger, Sicherheitssprengstoffe und — für den noch nicht ganz vermeidbaren Fall der Not — die Rettungsapparate entwickelt hätten.

Am augenfälligsten wird der großen Menge der ungeheuren



Gefangene französische Juaven.



Typen von französischen Gefangenen.

die dem Nichtkenner zum mindesten als überaus nebensächlich und gleichgültig erscheinen. Und doch hat diese Forschungsarbeit, die so manches Mal dem schnellfertigen Urteil des Unverständnisses wie zielloses Tüfteln und Spintisieren und wie geschäftiger Müßiggang gilt, ihre Berechtigung; und sei es auch nur darum, weil der Mensch zur Herrschaft über die Erde berufen ist und sich Kenntnis von allen Teilen seines Reiches verschaffen soll. Sie hat daneben — oder mancher wird sagen: in allererster Linie — ihren wahrhaft riesigen „praktischen“ Wert. Mit andern Worten: der Naturwissenschaftler bringt von seiner Arbeitsstätte nicht nur ein genaueres Wissen vom Aufbau dieses oder jenes Teiles des Weltbaues mit; er lehrt auch, die von ihm aufgedeckten Beziehungen und Verbindungen auszunützen und zu verwerten. Und das tut er nicht etwa bloß hin und wieder. Im Gegenteil ist es nicht im entferntesten übertrieben, wenn man behauptet, daß unsere ganze heutige Lebensführung erst durch die scheinbar rein theoretische, um keine praktische Anwendung bekümmerte Forschungsarbeit der Wissenschaft möglich geworden ist. Es läßt sich nicht einmal annähernd mit Zahlen ausdrücken, in welchem Umfang auch nur einer ihrer Zweige, die Chemie, im Laufe einer kurzen Entwicklung den Weg zur Gewinnung von Geldeswert gebahnt hat. Man könnte ganze Bücher darüber schreiben und hat das auch mehrfach getan. Hier mögen einige wenige Beispiele Erwähnung finden.

Einfluß, der von der Chemie des Erdbodens auf unsere Lebenshaltung überstrahlt. Wir wären zur Erzeugung der erforderlichen Mengen an Nahrungsmitteln garnicht mehr imstande, wenn uns nicht die Entdeckung, daß Düngstoffe auch künstlich dargestellt werden können, zu vorher unmöglichen Leistungen befähigte. Freilich haben wir — ganz abgesehen von dem tierischen Düngstoff, der aber der Menge noch bei weitem nicht genügt — die Salpeterlager in Chile und die verschiedenen Guano- oder Phosphatlager. Deren Ausnützung ist jedoch schon so weit gediehen, daß die Erschöpfung aller dieser Quellen in teilweise sehr bedenklicher Zeitnähe steht. Am wenigsten können die Pflanzen der Stickstoffzufuhr entbehren. Gerade im rechten Augenblick hat da die Chemie gefunden, daß die Luft auf jeden Hektar der Erdoberfläche rund 85 000 Tonnen des wertvollen Elementes enthält; man hat dann allerdings den ganzen, soundsoviel Kilometer dicken Luftmantel in Rechnung gestellt. Sie hat aber auch keinen Augenblick gezögert, nach Mitteln und Wegen Ausschau zu halten, wie dieser Vorrat herbeigeschafft werden könnte. Es ist ihr im Ganzen und Großen gelungen, indem sie die Allerveltshelferin Elektrizität in ihren Dienst nahm. Wir besitzen heute sogar mehrere Verfahren zur Darstellung künstlichen Stickstoffes, die sich an die Namen der Norweger Birkeland und Eyde, des Italieners Kossig und des Deutschen Franké im Bunde mit der Badischen Alkali- und Sodafabrik knüpfen. Zum Wettbewerb mit den Preisen der natür-

lichen, aufgeschlossenen Dünger sind ihre Erzeugnisse bereits imstande, daß wir heute infolge der erweiterten chemischen Kenntnisse auch die bislang verwendeten Mittel viel gründlicher auszunutzen und sachgemäßer zu wählen vermögen, daß mit anderen Worten der Bauer mit dem nämlichen Geld einen unvergleichlich höheren Wert einkauft, sei nur nebenbei erwähnt. Die in allen Kulturländern zu findenden Landwirtschaftlichen Untersuchungsstellen sind ja weiter nichts als eine Ausgestaltung der „wissenschaftlichen“ Laboratorien nach der „praktischen“ Seite.

Wie oft die Chemie jeglichem Zweige der Bodenausnutzung und ihrer Nebenbetriebe die helfende oder gar rettende Hand leiht, dafür ein paar wahllose Beispiele. Der Schwefelkohlenstoff, den Taylor im elektrischen Ofen mit Nagen darzustellen lehrte, hat f. Bt. den ganzen französischen Weinbau vor dem Untergang durch die Reblaus bewahrt. In den Kornspeichern bekämpft er mit Erfolg die Mäuseplage; sein schärfster und noch kräftigerer Nebenbuhler ist dabei der von Voessler und andern Gelehrten entdeckte, dem Menschen unschädliche Bazillus des Mäusetyphus. Bäckerei und Brauerei haben infolge der Ergründung der chemischen Vorgänge beim Gären ein ganz anderes Aussehen erhalten und verwerten ihre Rohstoffe unvergleichlich gründlicher. Die Baumwollenernten sind umfangreicher geworden und das Produkt hat sich verbilligt, weil einerseits eine richtige Düngung die Anbaufläche und den Ertrag pro Hektar gesteigert hat und weil auf der anderen Seite der Baumwollsaamen, der bisher als lästiger Abfall galt, mit Hilfe der Chemie als überaus wertvoll für die Gewinnung von Speisefetten und von Viehfutter erkannt worden ist. Der Geldverdienst der Schafwollindustrie hat gewaltig zugenommen. Sie hat gelernt, die Rohwolle viel wirksamer als früher von dem anhaftenden Fett und Schmutz zu scheiden, darüber hinaus aber auch aus diesen scheinbar wertlosen Abfällen hohe Gewinne in Gestalt von Ölensäure, Seife, Schmieröl, Pottasche und Ammoniaksalze herauszuholen.

Zu den glänzendsten Erfolgen der Chemie gehören diejenigen, die ihr in der Gewebeiindustrie beschieden gewesen sind. Von dem eng damit verknüpften Färbereiwesen und seiner Umgestaltung durch die Erfindung der Anilinfarben kann hier nicht einmal andeutungsweise die Rede sein, denn das Kapitel ist gar zu umfangreich. Deutschland hat im Jahre 1912 für 134 Millionen Mark dieser Färbestoffe ins Ausland verkauft. Für die ganze Welt wird das Anlagekapital der hierher gehörenden Fabriken auf rund dreitausend Millionen Mark geschätzt. Nur einige Beispiele seien genannt. Wir haben heute die sogenannte Mercerisierung der Baumwolle: die Gespinste und Gewebe, die diesem Verfahren unterworfen worden sind, besitzen die ganze Schönheit und den Glanz der Seide. Noch wunderbarer sieht die künstliche Seide aus, deren Urstoff in Holzschleifmasse besteht, also dem nämlichen Zeug, aus dem auch Zelluloid und Papier gemacht werden; sie darf sich mit den prachtvollsten Erzeugnissen Chinas und Japans in eine Reihe stellen. Eng mit ihr verwandt sind das künstliche Koffhaar und die künstlichen „Schweinsborsten“ aus Celluloseacetat.

Ob wohl unsere moderne Zivilisation denkbar wäre ohne die heutigen Lichtquellen? Ja ohne unsere Streichhölzer? Ob wir wohl immer bedenken (und wissen), daß sich jedesmal eine ganze Reihe verwickelter chemischer Vorgänge abspielt, so oft wir eins der letzteren an der Reibfläche entlangstreichen? Und daß diese Vorgänge zunächst ergründet werden mußten, ehe die Welt das jetzt nicht mehr zu entbehrende Werkzeug in die Hand bekommen konnte? Unter den eigentlichen Beleuchtungsmitteln hat bekanntlich das Petroleum früher die Führung gehabt. Erhalten konnte es sie erst, nachdem die Chemie gezeigt hatte, wie man es von seinen Verunreinigungen befreien und wie man danach dem gereinigten Stoffe die furchtbar gefährliche Leuchtentzündlichkeit

nehmen kann. Sein erster Nebenbuhler wurde das Leuchtgas, selber ein Kind der modernen und modernsten Chemiewissenschaft. Dem schien die Elektrizität den Todesstoß schon gegeben zu haben, als vor etwa einem Menschenalter ein Wiener Chemiker — seinen Namen kenne ich heute die Welt — den Eigenschaften der sogenannten Seltenen Erden nachspüren wollte und darüber zufällig entdeckte, wie wunderbar hell die Salze dieser Erden in einer besonders heißen Flamme aufleuchteten. In die ungeplante Beobachtung schloß sich mühselige planmäßige Arbeit, deren Endergebnis das heutige Gasglühlicht ist — und die Rettung und Wiederbelebung der Gasindustrie. Die weitere Beschäftigung mit der Chemie der Beleuchtung hat dann zu einer Vielseitigkeit der Ausgestaltung hingeführt, die keiner erwartet hätte: dem Verbraucher wird heute der Brennstoff in flüssiger Form ins Haus geliefert fast wie Petroleum (Lampgas); jedes Automobil, zahllose einzelgelegene Häuser werden mit Äthylben erhellt; Petroleum und Spiritus haben ihre passenden Glühstrümpfe erhalten und konnten damit ihren Absatz wieder steigern. Ihrer aller Königin ist die Elektrizität. Wie sie geworden ist und die Oberherrschaft errungen hat, das ist mehr ein Triumph der Halbschwester der Chemie, der Physik. Freilich hat jene dieser gar oft die helfende Hand geliehen, besonders als es in den letzten Jahren galt, den Ansturm des Mitbewerbers Gas durch das Erfinden neuer, eigener Verwendungsmöglichkeiten zu begegnen und die Elektrizität auf so vielen Feldern wie möglich zur billigsten Lichtspenderin zu machen. Aus dieser gemeinsamen Arbeit erwuchsen so manche verbesserte Formen der Glühlampe, deren Hauptvorteil die größere Haltbarkeit des Glases ist. Chemische Mittel sind es auch, die die Herstellung der nötigen Luftleere in der Birne ganz bedeutend erleichtert haben.

In wohlwogener Absicht haben diese Zeilen sich darauf beschränkt — und sich beschränken müssen —, an einigen wenigen Beispielen zu zeigen, wie die Chemie an allen Ecken und Enden des Alltagslebens sparen und Werte schaffen hilft. Vielleicht wird es ein andermal möglich, in ebenso knapper Form etwas von ihrem Einfluß auf die Einzelzweige der industriellen Arbeit zu zeigen. Eins wird dem Leser aber auch jetzt schon klar sein: daß die eingangs erwähnte, mitunter zu beobachtende Nichtachtung der „rein wissenschaftlichen“ Forschung ohne Grund und ohne Recht ist. Auch für sie gilt das große Gesetz von der Erhaltung der Kraft, daß die ganze Natur durchzieht, und nach diesem kann wirklich ernsthafte, ehrliche Anstrengung niemals ohne Spuren und Folgen bleiben, sondern wird und muß stets in irgendeiner Form neue Werte schaffen.

Kostbare Blumen.

Daß unter den kostbaren Blumen die Orchideen mit den höchsten Preisen bezahlt werden, ist bekannt. Für eine seltene Spezialität legte ein englischer Orchideensammler vor einiger Zeit sogar 9000 Dollars (36 000 Mark) an. Aber auch Blumen, die äußerlich kaum etwas Exotisches an sich haben, werden nicht selten enorm hoch bezahlt. Für eine Vittoria Regia sind in einem Falle bereits 3000 Dollars gezahlt worden. Erst kürzlich aber erzielten zehn Tulpenwiebeln einen Rekord- und Phantasiepreis von 2400 Dollars. Das „Journal des Fermes et Chateaux“, das hierüber berichtet, erzählt auch von einer einzigartigen Rosenzüchtung, der „Frau W. J. Grant-Rose“, für die ein reicher Züchter aus Dublin 5000 Dollars anlegte, und ein anderer Rosenstock „Helen Gould“ erzielte sogar 7000 Dollars. Allein den Rekord hält doch eine Tulpe, die 8000 Dollars brachte und vor allem ein Kellensock, der einzigartige schöne Blumen von je fünf Zoll Durchmesser trägt. Um dieses unvergleichliche Exemplar eines Kellensockes zu besitzen, hat ein amerikanischer Multimillionär 34 000 Dollars (136 000 Mark) geopfert.

D. v. B.

Spruch.

Wenn unser Herrgott einem Menschen Unglück geordnet hat, so sind die andern Menschen nicht dafür da, daß sie nun auch auf ihn losfahren und ihm vollends den Garaus machen, sondern um Geduld zu haben und nach Kräften zu helfen.

Unsere Bilder.

Gefangene belgische Infanterie beim Verlassen des Sonnenlagers bei Paderborn, wo mehr als 6000 Mann nebst siebzig Offizieren untergebracht waren. Die Gefangenen, zum größten Teil schwächliche Leute, machten einen recht unmilitärischen Eindruck; nur wenige Mannschaften waren vollständig und gut uniformiert. An keine Spur von militärischen Gehörten gewöhnt, sind diese zum Teil frechen belgischen Gefangenen schwieriger zu behandeln als die französischen und russischen.



General Leman,
der in deutsche Gefangenschaft ge-
ratene Verteidiger von Bütlich.



General French,
der Oberkommandierende der
englischen Armee.



Sprüche.

Wenn jemand verleumdet wird, so denke an dich selbst.

*

Was einem Menschen du nicht frei ins Angesicht darfst sagen, sag ihm das auch hinterm Rücken nicht!

Der Konzertsaal einer Brauerei als Kranken- und Sanatorium. Für die Verwundeten wird von allen Seiten Vorsorge getroffen. Privat-Gesellschaften usw. stellen ihre Gebäude zum Teil zur Verfügung, um dieselben als Lazarett einzurichten; u. a. sind auch die Räumlichkeiten der Brauerei in Berlin zu Krankensälen eingerichtet worden.

General Brialmont als Dichter. Der General Henri Alexis Brialmont (1821 bis 1903), der die Befestigungen von Lüttich, Namur und Antwerpen schuf, war bekanntlich ein sehr fruchtbarer Militärschriftsteller. In seinen Mußestunden hat er aber auch oft gedichtet, namentlich liebte er es in seinem privaten gesellschaftlichen Verkehr, bei Einladungen, Tischreden usw. Verse zu verfassen. Er hat zwar bei seinen Lebzeiten keine Gedichte veröffentlicht, aber 1906 hat Léon Chomé der ihm nahegestanden, in der Brüsseler Monatschrift „La Belgique artistique et littéraire“ einen Artikel „Brialmont poète“ veröffentlicht, in dem zahlreiche Verse des Generals eingestreut sind. Man kann daraus ersehen, daß Brialmont von seiner Jugend bis ins hohe Alter bei den mannigfachen Gelegenheiten zu seinem Vergnügen dichtete. Er sammelte mütterlicherseits von einer nach Holland ausgewanderten Hugenottenfamilie, väterlicherseits aber von einer Lütticher Familie ab. In geistiger Beziehung war er ganz von den französischen Dichtern des 17. und 18. Jahrhunderts abhängig; andere interessierten ihn nicht, und über die Romantiker, die ihm doch zeitlich näher standen, und erst recht die Parnassiers konnte er sich nur ärgern. Persönlich war er ein gemütlicher Epikureer, etwa wie ein „bourgeois“ zur Zeit Voltaires, der in seinen Versen gern ein bißchen freigeistig erschien und stolz darauf war, witzige Epigramme oder sogar ein spöttisches Volkslied dichten zu können. Er zog Boileaus komisches Heldengedicht „Le Lutrin“ („Das Chorpult“) bei weitem den Oden auf die Einnahme Namurs und Voltaires „Pucelle“ der „Henriade“ vor. Er selbst hat einmal ein sehr ironisches Schlachtgedicht verfaßt, das Chomé aber wegen gewisser anzüglichen Stellen nicht veröffentlichten wollte. Unter seinen Fabeln befindet sich eine: „Der Geizhals und der Blijableiter“. Ein Geizhals hat aus Sparhamtsgründen seinen Blijableiter verkauft und wird nun vom Blij erschlagen.

Die Moral bezieht sich auf Belgiens Verteidigung:

L'armée, aux grands comme aux petits Etats.

Doit servir de paratonnerre.
Législateurs, n'y touchez pas,
Et prévoyez toujours la guerre!

(Die Armee muß den großen wie den kleinen Staaten als Blijableiter dienen; Gesetzgeber, rühret nicht daran und sehet immer den Krieg voraus!)

Brialmont schrieb einst einen längeren Brief an Gustave Abel, den Redakteur der „Flandre libérale“, über politische und militärische Angelegenheiten Belgiens. Er schloß mit den Versen:

Je ne crains pas Dieu, cher Abel,
Ni les antimilitaristes,
Mais je redoute un coup mortel,
Si je m'attaque aux journalistes,
(Ich fürchte Gott nicht, lieber Abel, noch die

nicht mehr so bequem wie damals, und wenn auch die belgischen Truppen durch französische und englische verstärkt worden sind, so würde General Brialmont, wenn er noch lebte, im Hinblick auf das Schicksal Lüttichs und Namurs auch für Antwerpen nicht ohne Besorgnisse sein.

Ärgerer Blij. Student (schreibt an seinen Onkel): „Die Uhr, bester Onkel, welche du mir neulich schenktest, hat leider ein kurzes Leben gehabt, neulich beim Rahnfahren fiel ich ins Wasser und verlor dabei die Uhr; eine neue würde mir daher sehr willkommen sein!“ — Der Onkel antwortete: „Daß deine Uhr versoffen ist, glaube ich gern.“

Wertschätzung. „Ach, ist das ein niedliches Hündchen. Möchten Sie es verkaufen?“ — „Ja, aber nicht unter hundert Mark.“ — „Ist denn der Hund so klug?“ — „Er hat bald soviele Verstand wie ich.“ —

„Dann gebe ich Ihnen fünfzig Pfennige dafür!“

Moderne Kunstausstellung. Besucher (vor einem modernen Gemälde): „Von dem Stoff möcht' ich 'ne Weste haben.“

Hohe Wirksamkeit. Korpulente Dame (in der Drogerie): „Sie können mir also dieses Entfettungsmittel warm empfehlen? Glauben Sie, daß nach sechs Wochen schon eine Wirkung zu verspüren sein wird?“ — Kommiss: „O, in sechs Wochen ist von Ihnen überhaupt nichts mehr da!“

Aus der guten alten Zeit. Major (zum Hauptmann, der mit der Bedienungsmannschaft und einem Geschütz in Defektion liegt): „Heinrich, hast du schon g'lade?“ — Hauptmann (dienst-eifrig nach seinen Rockschößen fassend): „Ne, Herrmann, Schotolade hab' ich dir

nicht, aber ein Schluck gute Pomeranzen!“

Aus der Schule. „Warum läßt der Hund manchmal seine Zunge aus dem Maule hängen?“ — „Damit der Schwanz besser im Gleichgewicht ist.“

Rätsel.

Ich liege fest in mich gedrängt,
Klein, daß mich deine Hand umfängt;
Doch wollt' ich einmal ganz mich strecken,
Ich würd' manch' hundert Ellen beden.
Wird mir das Müßigsein zu viel,
So heb' ich an ein Lanzenpiel;
Das schadet aber meiner Dide,
Ich schwinde mehr und mehr dem Blicke.
Zulezt bleibt von mir keine Spur,
Doch umgeschaffen wurd' ich nur;
Und trugen einst mich Hände, feine,
So mach' ich jetzt mich auf die Beine.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Weiland, Giland, Land.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
E. Kellen, Breideney (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Breideney & Koenen, Essen (Ruhr).



Die Fürsorge für die Verwundeten. Der Konzertsaal einer Brauerei als Kranken- und Sanatorium.

Antimilitaristen, aber ich fürchte einen tödlichen Schlag, wenn ich die Journalisten angreife.)

Besonders interessant ist ein Ausspruch Brialmonts bei einem Festessen, zu dem er die Genie-Offiziere eingeladen hatte. Er beklagte sich darüber, daß die Besatzung der belgischen Festungen so ungenügend sei und daß er als Gouverneur von Antwerpen nur „skelettartige Einheiten“ zur Verfügung habe („Moi, gouverneur d'Anvers, avec nos unités squelettiques!“). Dann fügte er in seiner Tischrede einige Verse ein, die ironische Anklagen an ein bekanntes französisches Gedicht enthalten:

De Notre Dame de la Garde,
Gouvernement commode et beau,
A qui suffisait pour la garde,
Un Suisse avec, sa hallebarde,
Point sur la porte du château.

(Es ist bequem und schön, Gouverneur von Notre Dame de la Garde zu sein. Zur Wache genügt ein auf dem Schloßtor gemalter Schweizer.)

(Notre Dame ist die Kathedrale von Antwerpen.) Gegenwärtig ist der Gouverneurposten von Antwerpen jedenfalls